

Roman Graf  
*Mädchen für Morris*



Roman Graf

MÄDCHEN FÜR  
MORRIS

Roman

Knaus



Das Gerücht von Jean Masons Tod kursierte an jenem frühen Morgen im November zuerst im französischen Internet, verwandelte sich bald in eine ordentliche deutsche Nachricht und fand wenige Stunden später seinen vorläufigen Höhepunkt als Nachruf in der Onlineausgabe einer renommierten internationalen Tageszeitung. Er war unter der Putlitzbrücke in Berlin gefunden worden, wo er eines natürlichen Todes gestorben sein soll. Der kurze Nachruf endete mit Hinweisen auf Herkunft und Biographie, Buchtitel, erhaltene Literaturpreise und das Thema »Zeit und Vergänglichkeit« im Werk des Schriftstellers, der im gesamten Text Manson statt Mason hieß, was noch vor Sonnenuntergang korrigiert war.

Die Dunkelheit hatte sich bereits der Straße bemächtigt, als ich im Café Büker saß und wie immer um fünf einen Americano trank. Ich dachte an Morris. Die Kellnerin kurvte um die Tische, und ich sah Morris von der ersten Runde mit dem neuen Mountainbike zurückkommen, auf dem Gesicht sein verschmitztes Lächeln, bei dem die Mundwinkel leicht nach unten statt nach oben gingen; ich nahm von draußen ein Hupen wahr und hörte das Schrillen unseres alten Telefons, das wie ein Alarm das gleichmäßige Ticken der Wanduhr unter-

brach; ich schaute Morris an, der von Schläuchen und Maschinen umgeben auf der Intensivstation lag. Am Tag zuvor hatte das Radio seinen Tod verkündet, eine Falschmeldung, für die wir nie eine Entschuldigung erhielten. Auf das »Ein vierzehnjähriger Fahrradfahrer starb nach der Kollision mit einem Lastwagen« in den 21-Uhr-Nachrichten war um 22 Uhr lediglich ein lapidares »Der Junge schwebt noch in Lebensgefahr« gefolgt.

Als Ruth bei ihm war, sagte auf dem Flur der Arzt zu mir, seine Chancen lägen bei fünf Prozent. Das linke Bein und der linke Arm seien verloren, und falls er überlebe, werde er mit hoher Wahrscheinlichkeit erhebliche zerebrale Schäden davontragen. »Irreversible?«, fragte ich. Der Arzt bejahte. Ich entschied, die Maschinen abstellen zu lassen. Ruth, die weinte und jedesmal, wenn ich sie nach ihrer Meinung fragte, noch stärker zu weinen begann, nickte. Hätte ich anders entschieden und diesen Rest von Morris weiterleben lassen, sie hätte genauso genickt. Doch dieser Rest wäre nicht mehr der Morris gewesen, der mit Freude und Talent Federball spielte, stundenlang mit einem Buch im Lesesessel saß und Literatur studieren wollte.

Als er sechs Jahre alt gewesen war, hatte ich ihm Lesen und Schreiben beigebracht. Besonders vertiefen konnte er sich in das Bilden von Anagrammen. Ich gab das Wort »Otto« vor, und er machte »Otto« daraus. Gewitzt erklärte er, er habe den hintersten Buchstaben mit dem vordersten vertauscht, ebenso die beiden mittleren. Gut, sagte ich, weiter. Er schrieb »Toto« und wusste, dass dies ein Gewinnspiel war. Ein omi-

nöses »Otot« entstand; auf diese Weise sprachen die Otter, erfuhr ich. Er schnippte mit dem Zeigefinger den kleinen Holzesel um und sagte: »o tot!«

Zu seinem siebten Geburtstag schrieb ich ein Märchen, das (abgesehen von den Gedichten) mein einziger abgeschlossener literarischer Text bleiben sollte: *Morris und Alice im Wunderland*. Morris öffnete auf dem Gehsteig jenes Gitter, durch das wir bei unseren Spaziergängen die U-Bahn donnern hörten, und stieg hinunter. Natürlich verlor er den Halt und fiel. Er landete in einem Kamin, in dem glücklicherweise kein Feuer brannte, und sah durch den steinernen Rahmen ein hell beleuchtetes Wohnzimmer und wie auf einem Gemälde ein antikes Sofa mit einem sitzenden Mädchen. »Guten Tag«, sagte Alice, »du bist bestimmt der Schornsteinfeger.« In meiner Geschichte zogen sie gemeinsam los. Sie trafen einen mürrischen Pilz, der ihnen nur zögernd gestattete, sich unterzustellen, obwohl es wirklich stark regnete; einen heuchlerischen Tannenzapfen, der sie glauben machen wollte, jeder seiner Samen, den sie in der Erde vergrüben, erfülle einen Wunsch; eine Orchidee, die sie plötzlich ansprach: »Bitte in meiner Gegenwart nicht niesen! Guten Tag. Da ihr nun einmal hier seid, könnt ihr von den Bäumen da vorn den richtigen fällen. Ich brauche mehr Licht, vertrage jedoch keine direkte Sonne.« In meinem Märchen waren Morris und Alice verbunden wie Geschwister, und doch war es auch eine Liebesgeschichte – eine Lesart, die ihm bestimmt nicht entging.

Drei Jahre später – ich hatte ihm erzählt, dass manche Schriftsteller in anagrammatischer Form in ihren Büchern

ein Schattenleben führten – schrieb er die dunkel funkelnde Geschichte von Mrs Rio und Mr Soir, die sich in Paris zufällig kennenlernten, wo sie beide für ein Wochenende hingereist waren. Sie spazierten gemeinsam durch die Stadt. Nach dem Verlassen eines Cafés bemerkte Mr Soir, dass er seinen Schal hatte liegen lassen, und eilte zurück, während Mrs Rio vor einem Schuhgeschäft stehen blieb und das Schaufenster betrachtete. Sollte sie den Laden betreten? Als Mr Soir zurückkam, fand er sie weder vor dem Laden noch darin, und er begann eine lange und immer verzweifeltere Suche. Schließlich – die Nacht war angebrochen – setzte er sich an die Seine. Auf einer Brücke sah er im Laternenlicht eine Frau stehen, die über dem Kopf einen Hut schwenkte; sie umarmte einen Mann und ging mit ihm davon. Mr Soir hatte ein billiges Hotelzimmer gebucht. Er schlief schlecht. Am nächsten Morgen fuhr er mit der Métro zu jenem Café, das er mit Mrs Rio besucht hatte, um dort zu frühstücken. Er trat zur Tür herein und schaute sich nach einem freien Platz um. Sie saß allein an einem Tisch, wollte gerade mit essen beginnen. Sie hob den Kopf, erkannte ihn, und ihr Gesicht wurde froh.

Nach Morris' Tod hatte ich mich an diese Kurzgeschichte erinnert, die handschriftlichen Zettel (ich liebte sein unregelmäßiges Schriftbild, das stets neue Überraschungen bot) in den Schränken gesucht und an mich genommen. »Albert Albert«, hörte ich Ruth sagen. Ich saß noch im Café Büker, das Geld hatte ich auf den Tisch gelegt. Ihre Angewohnheit, meinen Namen doppelt auszusprechen, betont wie Vor- und Nachnamen, war eine zärtliche Koseform. Als sie bei der Be-



erdigung jedoch »Albert, Albert ...« flüsterte – eine müde Aufzählung, gemächliches Tröpfeln, Verflüchtigung meiner Existenz –, hatte ich ein ungutes Gefühl. Bald erkannte ich darin einen Vorboten unserer Scheidung. Nun machte mir die frühere Verdoppelung meines Namens Angst. Hatte das zweite »Albert« für Morris gestanden? Kennzeichnete die Verdoppelung etwas Sonderbares an mir?

Ich war mit diesen Erinnerungen, als ich bei meinem Wohnhaus ankam und mir die kleine Attacke auf das Klingelschild auffiel. Jemand hatte bei Albert E. Keller (das E. stand für Edgar) ein i hingemalt, sodass nun »Killer« dastand. Ich beschloss, die Sache gleich in Ordnung zu bringen, holte aus der Wohnung Reinigungsmittel, Topfkratzer und Lappen und benötigte mehr als zwanzig Minuten, das verleumderische i wieder aus der Welt zu schaffen. Danach ging ich hoch, setzte mich in der Küche auf einen Barhocker und aß ein Müsli. Ich liebte dieses Bio-Müsli mit Crunchy und Nüssen, aber es lag mir schwer im Magen, obwohl ich nur kleine Rentnerportionen von dreißig Gramm zu mir nahm. Mit dem neu gekauften tragbaren Computer, einem sogenannten Tablet (Tablett, witzelte ich in inneren Zwiegesprächen, und tatsächlich hätte man darauf zwei Espressi servieren können), setzte ich mich auf meine antike, zierliche Louis-Philippe-Ottomane (samtgür) und musste enttäuscht feststellen, dass es zum Tod Jean Masons keine Neuigkeiten gab. Bei einer deutschen Zeitung war das letzte Update zwar nur dreißig Minuten alt, eine inhaltliche Ergänzung zu früheren Beiträgen konnte ich jedoch nicht finden; ich nahm an, dass auch bei dieser Zeitung

ein Rechtschreibfehler korrigiert worden war. Eine Anfälligkeit dafür wies der Geburtsort des Schriftstellers auf, La Chaux-de-Fonds. Ich erinnerte mich, dass bei Lesungen in Deutschland viele Moderatoren Schwierigkeiten hatten, die französischen Wörter richtig auszusprechen. Oft wurden sogar die Endungen von Vor- und Nachnamen pflichtbewusst betont, und in solchen Fällen war die Sache hoffnungslos, wenn der Moderator zu »1976 geboren in ...« kam. Jean Mason machte eine unauffällige Kopfbewegung und flüsterte »La Chaux-de-Fonds«, was der Moderator, bevor er es vergessen konnte, laut wiederholte. Manch einer verzichtete darauf und sagte: »Geboren in ... Sie haben es ja gehört.« Einmal war das Gerücht umgegangen, der Autor würde sich im Geheimen amüsieren und in seinen Büchern absichtlich schwer auszusprechende französische Wörter verwenden.

Dabei war er dem Publikum noch vor Erscheinen des ersten Romans entgegengekommen; sein richtiger Name war nämlich Réjan G. F. Marson, für den deutschen Buchmarkt ein komplizierter Name, aus dem er Jean Mason gemacht hatte. In einem kurzen Essay, der mir bald peinlich war, hatte ich vermutet, »G. F.« stünde für »Gustave Flaubert«, und »Jean« sei der Versuch, als ein französischer Schriftsteller wahrgenommen zu werden. Meiner These hatte ich eine lange Liste französischer Schriftsteller beigelegt, die diesen Vornamen trugen. Wochen später zog ein anderer Literaturwissenschaftler meinen Essay ins Lächerliche: »Jean« sei ein Witz, eine Parodie, ein Veräppeln des romantisierenden Verhältnisses der Franzosen zu ihren Schriftstellern.

Wie auch immer. Als neun Jahre nach dem Tod meines Sohnes Masons erster Roman erschienen war (das Portrait eines alten, übergewichtigen Mannes, dessen Leben kinderlos geblieben und dem soeben sein Hündchen gestorben war), hatte ich Trost gefunden, neues Interesse an meiner Arbeit, und ich erkannte, dass das Leben weiterging. Ein neuer Schriftsteller war geboren. Das Buch besaß die Qualität eines Klassikers und machte sichtbar, dass literarische Meisterschaft und eine originäre ästhetische Haltung eine glückliche Verbindung gefunden hatten. Nur drei Jahre vor Morris geboren, hätte Jean Mason sein Freund sein können, und hätte mein Sohn noch gelebt, wäre er und nicht Mason der Schöpfer dieses Romans gewesen. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Mein oft geträumter imaginärer Morris, der Morris, der nie gestorben war, veröffentlichte noch während des Literaturstudiums seinen ersten Roman – und wie hätte dieser sein sollen, wenn nicht genau so wie jener Masons? Ich hatte mir ihn (alle Bücher, die mein Sohn im Laufe seines Schriftstellerlebens schrieb) viele Male vorzustellen versucht, ohne über das Vage, Abstrakte solcher Gedanken hinauszugelangen; nun war ich Besitzer dieses Buches. Ich hielt es in Händen, und in jeder Zeile entdeckte ich meinen Jungen. Ich las die Sätze immer wieder. Morris war, wenn nicht wiederauferstanden, so doch im Jenseits näher zu mir gerückt, direkt an den Styx heran, und ich stand am anderen Ufer und winkte ihm zu. Mehr als zehn Jahre lang war dies so gegangen. Mit jedem neuen Buch hatte Jean Mason mir Anlass gegeben zu lesen und weiterzuleben. Und nun war auch er tot.

**A**m nächsten Morgen setzte ich mich auf einen der knallroten, drehbaren Fünziger-Jahre-Sessel im Loungebereich neben der Küche und trank einen Espresso, wie immer nach dem Frühstück. Auf dem Nierentisch lag die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, in der ich einen fundierten Nachruf zu finden hoffte. Keine Zeile über den Verstorbenen war darin. Ich blickte durch die Balkontür in den Regen hinaus, und ich fragte mich, weshalb die Redaktion auf eine Würdigung verzichtet hatte. Der Nachruf erschien dann wohl in der Montagsausgabe, die von mehr Leuten gelesen wurde. Doch der 16. November, der Todestag Jean Masons, gehörte am Montag schon einer vergangenen Woche an und drohte vergessen zu gehen – eine bittere Vorstellung.

Die Ärzte hatten mir warme Bäder und Saunieren empfohlen, und nach einem weiteren Blick in das Berliner Grau hinaus beschloss ich, ins Liquidrom zu gehen. Ich machte einen kurzen Gang in der Finnischen Sauna und ruhte mich in meinem cremefarbenen Bademantel auf einer Liege aus, die Kapuze übergezogen und in flauschigen Socken, die ich eigens für Saunabesuche gekauft hatte; eine Decke hielt mich zusätzlich warm. In einer Sauna in der Bretagne hatte Jean

(ich war mit ihm per Du) neben mir gesessen. Es war schade um diesen talentierten Schriftsteller, der nicht einmal vierzig Jahre alt werden durfte. Niemand konnte sagen, welche literarischen Werke noch entstanden wären. Die meisten Schriftsteller erlebten ihren künstlerischen Zenit zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahr, und manche erschufen noch als Greise wenn auch kuriose, so doch berührende Texte. Gerade die Spanne zwischen Jugend- und Alterswerk zeigte die Themen in einem Leben auf, ihre Wiederholungen und Variationen. Auf der Liege wurde mir deutlich, dass in meinem Leben die bedrückende Häufung von Todesfällen die Last bildete, die ich zu tragen hatte. Ich war zehn, als meine Mutter starb. Ich hatte gerade die Tür zu unserem fensterlosen Bad aufstoßen und das Licht anmachen wollen, als ich das Leuchten einer Funzel sah und Vater halb ärgerlich, halb tröstend sagte, ich solle weggehen. In den Fünfzigerjahren hatte man noch wenig getan, um ungewollt komische Todesfälle wie jene durch Selbstmördertüren an Autos oder den unglücklichen Kontakt zwischen Finger und Steckdose zu verhindern, und wäre Vater mir nicht zuvorgekommen, hätte ich Mutter in der Wanne liegen sehen und, als sei es in das Wasser hineingesteckt, das schwarze Kabel des Haartrockners.

Die Erinnerungen an Mutter waren wegen ihres frühen Todes frei von konfliktreichen Szenen der Pubertät und Adoleszenz. Für mich blieb sie jene liebevolle Beschützerin, die mit mir spielte, Sirup und Kuchen brachte (unvergessen jene mit Orangen!) und mich vor dem Unheil der großen Welt

bewahrte. Wir hatten im Engadin gelebt, umzingelt von gigantischen Bergen mit weißen Hüten, geprägt von dem in unseren Breitengraden seltenen Wechsel zwischen kurzen Sommer- und langen Wintermonaten, zwischen kurzen Tagen und langen Nächten. Im Glühlampenlicht schauten Mutter und ich Bilderbücher an, bauten Eisenbahnstrecken aus Holz oder buken Brot. Früh hatte sie damit begonnen, mir Altgriechisch und Französisch beizubringen; dafür war ich ihr noch heute dankbar.

Meine Eltern hatten sich als Einheimische bezeichnet (sie aus Celerina, er aus Pontresina); die Großelternpaare waren jedoch aus Zürich gekommen (Verwandte mütterlicherseits besaßen im Zürcher Oberland eine Telegraphendraht- und Kabelfabrik) und hatten sich fast zeitgleich nach einigen Jahren des Pendelns im Engadin niedergelassen. An die kränklichen Großväter, Unternehmer, die sich bei einem Kuraufenthalt in Davos kennengelernt hatten und Ausflüge ins Oberengadin unternahmen, konnte ich mich nicht mehr erinnern. Die Großmütter, beide noch im 19. Jahrhundert geboren (darauf war ich bereits als kleiner Junge stolz gewesen), trugen Kleider aus wertvollen Stoffen, weshalb ich mich ihnen nur vorsichtig und mit Respekt näherte. Sie selbst behandelten die Kleider nachlässig: Das von der Stuhllehne auf den Boden gefallene Jäckchen blieb liegen, bis ein Kellner es hochhob; der Pelzmantel wurde über den Boden geschleift. Noch heute war mir im Ohr, wie sie Konversation betrieben: Einem Schmetterling ähnlich, der sich unversehens von einer Blüte löste und scheinbar zufällig auf einer anderen landete,

wurden Themen angeschnitten und von neuen abgelöst. Ich musste nur an diese Treffen denken, und ich hörte wieder das Klimplern der Kaffeelöffel auf altem Lorenz-Hutschenreuther-Porzellan. Als Sechs- oder Siebenjähriger hatte ich eine dieser Tassen aus den 1870er-Jahren zerbrochen. Ich war untröstlich – bis die Großmutter ihre Tasse nahm, sie zu Boden fallen ließ und verkündete, so etwas könne jedem passieren. Die andere Großmutter hatte beim Kaffeetrinken gerne die Legende aufgewärmt, dass einer unserer Vorfahren ein italienischer Schmuggler gewesen sei, der sich auf Schweizer Seite so abgöttisch in ein Mädchen verliebt habe, dass er bei ihr bleiben und das Schmuggeln aufgeben wollte. Auf seiner letzten Tour – um nicht erwischt zu werden, wählte er trotz schwerer Ladung besonders schwierige Routen – verschwand er für immer, vermutlich bei der Überquerung eines Gletschers. Dann folgten gewagte Behauptungen: dass die Mädchen in unserer Familie besonders adrett seien und die Männer mit unerschütterlicher Contenance. Bereits als Achtjähriger war ich nicht sicher gewesen, ob an diesen Aussagen und der Schmugglerlegende etwas dran war. Die Großmütter, geschweige denn meine Mutter, hätten niemals darauf geschworen, dass die Geschichte mit dem Schmuggler stimmte, und doch hatten sie immer wieder über ihn geredet. Als ich halb schlafend, halb wach im Liquidrom auf der Liege lag, dachte ich, dass der Schmuggler bei fortschreitender Klimaerwärmung vielleicht ein zweites Leben als bizarres Männchen in einem glaziologischen Museum erhielt und auf diese Weise späte Anerkennung seiner Existenz erfuhr.

Der ältere Bruder meines Vaters hatte einen Hotelbetrieb in St. Moritz geerbt, mein Vater eine moderne Skiliftanlage, für die er sich wenig interessierte. Er war Lateinlehrer und fasziniert vom römischen Recht. Nach Mutters Tod führte er den Heimunterricht weiter, den ich zusätzlich zum Schulunterricht erhalten hatte. Nun lernte ich Latein, da er kein Altgriechisch konnte. Er war immer ein Einzelgänger gewesen; jetzt wurde er noch wortkarger und fokussierte sich auf sein Hobby, die Jagd. Er besaß eine kleine, aber feine Wafensammlung, die er dem örtlichen Jagdverein testamentarisch vermachte. Jahrzehnte später, einen Tag nach seinem Ableben und wenige Monate nach meiner Scheidung, hatte ich nicht widerstehen können und aus der Sammlung einen alten Revolver entwendet, dessen schwarzer Hartgummigriff mit einem Schweizer Kreuz versehen war. Ich musste lächeln, als ich sah, dass in der Trommel sechs Patronen steckten. Ein gut erhaltenes Päckchen, beschriftet mit »Schweiz. Eidgenossenschaft – Confédération Suisse, 20 scharfe Revolverpatronen, cartouches à balle pour revolvers, Cal. 7,5 mm, frisch gefettet und neu verpackt, regraisé et remballé«, blauer Stempelaufdruck »1928«, nahm ich ebenfalls mit. Bald fand ich heraus, dass es sich um einen Schweizer Ordonnanz-Revolver von 1882 handelte, ein 7,5 mm Kaliber mit Zentralzündung (Schwarzpulver). Zuerst hatte ich den Revolver – ein Stück Schweizer Kulturguts, wie ich in einem Internetforum las – mit einem alten Küchentuch umwickelt in der Schublade meines Nachttischschrankes gelagert; seit einiger Zeit befand er sich (noch immer mit dem Tuch



umwickelt) im Safe unter dem Drachenbaum, der neben dem Eames Lounge Chair stand.

Mutters Tod blieb nicht der einzige Verlust, den ich in jungen Jahren zu verkraften hatte. Der nächste, von anderer Art und auf andere Weise schmerzhaft, erhielt seine volle Bedeutung erst Jahrzehnte später nach Morris' Unfall.

An Geld hatte es nicht gemangelt, aber als ich zwölf Jahre alt war, entschied Vater, dass ich im Sommer wie die anderen Jungen in den Ferienwochen arbeiten solle. Ich fuhr täglich nach St. Moritz, wo ich – um nicht einem Bauern helfen zu müssen – Urlauberfamilien jene trivialen Tätigkeiten abnahm, mit denen sie sich nicht herumschlagen wollten: Einkäufe erledigen, Informationsbeschaffung für die Planung von Ausflügen, Ansichtskarten und Briefe bei der Post aufgeben ... So begegnete ich Anne Béalle, zwölf Jahre alt wie ich, wenn auch zwei Monate jünger. Sie war mit ihren Eltern bei einer Familie zu Besuch, für die ich arbeitete, war aus Paris angereist, und ihre Eltern sahen es nicht gerne, dass sich ihre Tochter mit einem Schweizer Bengel abgab. Dies war bereits in der ersten Viertelstunde offensichtlich geworden, als ich den mahnenden Mutterblick auf mir spürte, der noch bohrender wurde, als ich mit Anne für fünf Minuten auf dem kleinen Kanapee saß.

Sie hielt ein großformatiges Buch über Schmetterlinge auf dem Schoß und erzählte mir auf Französisch (wehmütig dankte ich im Stillen meiner verstorbenen Mutter), was sie über diese Lepidoptera wusste, die mir auf einmal wie bezaubernde Wesen aus einem exotischen, unerforschten Para-

dies vorkamen. Anne hatte einen großen, seidenen Roten Apollo im Haar stecken, dessen einer Flügel kitzelnd mein Ohr streifte, wenn sie beim Sprechen den Kopf bewegte. Ach, ihr Haar! In den Romanen der Weltliteratur wimmelte es von unwiderstehlichen honigfarbenen Haaren – dabei war der Unterschied zwischen einem hellen Frühlings- und einem dunklen Waldhonig immens. Die Farbe von Anne Béalles Haar entsprach jener eines cremigen Kornblumenhonigs (aus Berlin, Marke Bärengold), und in unzähligen Nächten, noch Jahrzehnte später, sollte ich Strähne für Strähne durch meine Finger gleiten lassen, mit dem Haar mein Gesicht bedecken und daran schnupfern.

Mit Sicherheit hätte ich den kurzen Moment, der uns gegeben war, nicht zu nutzen gewusst. Sie jedoch sandte mir in einem Nebensatz geschickt eine Botschaft zu, die unerkannt durch die mütterliche Zensur ging: Täglich um vier nahm sie Tennisunterricht.

Und so stand ich am nächsten Tag am Zaun, die Finger in das Gitter gehakt, und sah sie in weißem Hemdchen und Röckchen Tennis spielen. Mein Blick hing an ihrem vom Laufen angeregten Gesicht, das am Vortag wenige Zentimeter von meinem entfernt gewesen war und sich in einem nächtlichen Traum an das meine geschmiegt hatte. Ihre kräftigen Augenbrauen wurden von meinem Finger gestreichelt, ihre gesunden Lippen legten sich auf meine. Dann hatten mich ihre ernstesten mokkabraunen Augen angesehen, in denen ich liebestrunken zerfloss.

Dass ihr zarter Arm mit dem noch zarteren Handgelenk

den schweren Schläger beherrschte, grenzte an ein Wunder. Ein schwarzer Haargummi bewahrte den fliegenden Pferdeschwanz. Die entzückend kleinen weißen Schuhe trippelten hin und her. Ihr gegenüber stand der Tennislehrer, ein Mann Mitte zwanzig mit trainiertem Oberkörper, glatt rasiertem Kinn und blondem Scheitel. Er besaß blaue Augen und bestach mit deutlicheren Blicken als ich mit meinen seltsamen grünen.

Die Vorstellung, Anne könne sich für ihn interessieren, ließ mein Herz bis in den Hals herauf schlagen. Ich fürchtete, bei diesem unfairen Wettkampf – er war ein erwachsener Mann; ich als Zwölfjähriger hatte nichts zu bieten – als lächerlicher Herausforderer vom Platz zu gehen. Doch Anne gab mir Zeichen, wann immer sich eine Gelegenheit bot: Die Augenbrauen wurden feierlich nach oben gezogen, während der Mund ein kaum hörbares »Salut« formte; die Hand stieg auf Höhe des grazen Halses, und die Finger tänzelten einen luftigen Gruß; dann ein klassisches Lächeln, das gerade so lange gehalten wurde, bis ich drauf und dran war, den Tennisplatz für irgendeine tollkühne Tat zu stürmen. Einmal trat sie zu mir an das feinmaschige Gitter heran, strich scheinbar unabsichtlich über meine Finger und sagte, in einer Viertelstunde sei sie fertig. Wenig später gaben der übermächtige Tennislehrer und sie sich die Hand, und mein Schmetterling flog auf mich zu!

Wir spazierten durch eine Gasse, tauschten befangen belanglosigkeiten aus und blieben vor einem Gehege mit Ziegen stehen, von denen sich eine uns näherte. Ich zeigte Anne,

wie man sie fütterte, denn in Paris, so dachte ich, gab es keine Ziegen. Zwei Jungtiere blickten uns aus einiger Entfernung an, kamen her und fraßen uns aus der Hand. Anne und ich stellten fest, dass der Anblick wehrloser Tierbabys uns gleichermaßen ergriff. Als wir eine der Ziegen streichelten, berührten sich endlich unsere Hände, und dann streichelten wir uns, und die Ziege machte »Mäh«, und Anne meinte, sie sei eifersüchtig. Beim Abschied drückte meine neue Freundin mir flüchtig einen Kuss auf den Mund. Ich sah Anne Béalle den Weg hinuntergehen, sie drehte sich um und winkte, dann ging auch ich nach Hause, und ich spürte noch lange ihre Lippen.

Am nächsten Tag sprach der Tennislehrer mit ihr und verließ den Platz. Strahlend kam sie zu mir ans Gitter und sagte, die Stunde falle aus, er fühle sich nicht wohl. Wir unternahmen einen Spaziergang zum Wald hinauf – unterwegs besorgte ich Haselnüsse – und gelangten zu einer mir bekannten Stelle, an der es Eichhörnchen gab. Wir fütterten die kleinen Raubtiere mit den Nüssen, ein besonders mutiges Exemplar kletterte mein Hosenbein hoch, dann nahm Anne mich in die Arme (ein angenehmer weiblicher Geruch umfing mich; ich fürchtete, nicht mehr ohne ihn leben zu können), und wir blieben eng umschlungen stehen. Wir küssten uns, wie Liebende es taten. Leider, hörte ich Anne sagen, fahre ihre Familie in fünf Tagen nach Hause. Ohne weiter darüber zu sprechen, begannen wir uns wieder zu küssen.

Im Ablauf der Zeit lebten wir unser kurzes Glück der grausamen endgültigen Trennung entgegen. Meine Freundin, meine Frau, meine Liebe hatte nur nach dem Tennisun-

terricht jeweils eine halbe Stunde zur Verfügung, damit ihre Eltern nicht zu ahnen begannen, dass es im Leben der Tochter den Schweizer Bengel gab, den sie nicht haben wollten. Wir suchten in getriebener Eile ungestörte Ecken auf, wo wir mit langen Küssen kompensierten, wonach wir eigentlich gierten, Küsse, die wir nur kurz aufgaben, um unsere Lungen wieder mit Luft zu füllen und den erschöpften Zungenmuskeln eine Pause zu verschaffen. Doch die Zeit flog davon. Wir wollten uns. Am vorletzten Nachmittag, nach Blicken in alle Richtungen, erforschte ich Annes Brüste, während mich die Kuppe ihres Mittelfingers in der Hose mit kleinen Kreisen massierte. Mein Finger hatte sich gerade in ihr feuchtes Grübchen gelegt, als wir ein Lachen hörten, ich die Hand aus ihrer Hose zog und wir über Tennis zu sprechen angingen.

Aus Angst vor Konsequenzen hatten wir nächtliche Abenteuer und selbst kleine Verstöße gegen Zeitvorgaben unterlassen. Am letzten Tag jedoch, da es keine Rolle mehr spielte, wollten wir es riskieren. Als geeigneten Ort für ungestörte Ruhe hatte ich einen kleinen Heuschober ausgewählt, der vom Tennisplatz aus gut zu erreichen war, ohne dass man in der Nähe des Hotels vorbeikam, in dem Anne mit ihren Eltern wohnte. Wir kletterten die Leiter in die obere Etage hoch, wo wir uns in Lichtstreifen, die durch die Ritzen der Holzwand hereindrangten, mit Stroh ein kleines Lager schufen. Nun konnten wir uns haben – den Rest des Nachmittags, den Abend, die Nacht –, und doch trieb uns die Lust voran; bald lagen wir nackt nebeneinander, ein letztes Mal zögerten wir unter zärtlichen Blicken hinaus, was nicht mehr warten

konnte, dann führte meine Freundin mich in ihre Mitte. In diesem Moment drang das Geräusch eines Fahrzeugs zu uns, der Motor ratterte lauter, verstummte; eine Tür wurde zugeschlagen, die Tür zu unserem Liebesnest aufgerissen, und während wir die Kleider geräuschlos anzuziehen versuchten, stapfte unten ein trotteliges Bäuerchen umher, das plötzlich die Leiter hochstieg und uns mit hässlichen schweizerdeutschen Flüchen, die Anne zum Glück nicht verstand, zum Teufel jagte.

Wir waren auf dem Weg zu einem anderen Heuschober noch nicht weit gekommen, als uns aus der Ferne Annes Mutter zurief. In einer Schockstarre blieben wir stehen und sahen hilflos dabei zu, wie sie uns entgegenmarschierte. Sie fasste Anne grob am Oberarm – und mein Schmetterling verschwand mit Tränen für immer.

Ein kleiner Briefwechsel war uns noch vergönnt, doch nach dem zweiten rosafarbenen Umschlag, dessen rosafarbener Inhalt liebevoll verziert und voll von Versicherungen unserer Liebe gewesen war, erhielt ich nichts mehr. Ich wartete geduldig einen ganzen Monat lang. Von dem verdienten Geld hatte ich mir ein Schmetterlingsnetz gekauft und einsame, tränenreiche Ausflüge unternommen. Oft gab ich schon auf, wenn ein Schmetterling, der auf einer Pflanze pausierte, bei meinem Näherkommen abhob und über ein Brennnesselfeld floh, sich einige Meter entfernt auf eine andere Pflanze setzte und, just als ich mich näherte, erneut davonflog. Ich stand da und heulte. Anne Béalle, ihre Umarmungen, ihr Duft waren für immer verloren. Und wenn ich mich wieder

anschlich und positionierte, flatterte die kleine Schönheit im letzten Moment davon und verschwand endgültig. Von den Schmetterlingen, die ich fing (irgendwann wollte ich Anne die Sammlung zeigen, auch wenn sie vielleicht keinen Gefallen daran fand, dass ich die Tiere hatte töten müssen), konnte ich alle bis auf einen bestimmen. Ich hielt ihn für noch unentdeckt und gab ihm den Namen *Nymphalis Anne Béalle*. Dann schrieb ich erneut, sandte verzweifelte Zeilen, die meine Freundin unmöglich kaltlassen konnten und in denen ich androhte, mit dem Zug nach Paris zu fahren, vor ihrem Haus so lange auszuharren, bis sie die Tür öffne und ich vor ihr auf die Knie fallen dürfe. Sechs Wochen später kam Antwort, direkt an Monsieur Keller adressiert. Sein Sohn möge bitte nicht mehr an Anne schreiben, sie sei vor einem Monat an Leukämie gestorben.

Als ich im Liquidrom an der Bar saß und einen Espresso trank, fiel mir wieder ein, dass sie hatte Ärztin werden wollen, um Kindern in Afrika zu helfen. Nach dem Tod meiner Mutter war jener Anne Béalles zu viel für mich. Wochenlang lag ich in völliger Passivität, mit meiner ersten Depression kämpfend. Ich hielt die Welt für die grausame Erfindung eines bösen Gottes. Allmählich nur begann jene Leichtigkeit überhandzunehmen, mit der Jugendliche vergangene Lieben vergaßen; vielleicht war es in meinem Fall auch Zynismus gewesen. Zuerst war Anne eine vergilbte Phantasie in unzähligen Nächten, in denen ich meine Sehnsucht mit gleichmäßigen Bewegungen zu stillen versuchte. Dann wandte ich mich von meiner verstorbenen Freundin ab, ohne zu begrei-

fen, dass ein Mädchen wie Anne Béalle ihre Bedeutung niemals verlöre, und lenkte mein Interesse auf die Mädchen in der Welt der Lebenden.

In welchem Alter durfte man sterben, ohne nicht gehabtes Leben beklagen zu müssen? In den vergangenen zwanzig Jahren, seit dem Tod meines Sohnes, hatte ich mir diese Frage immer wieder gestellt. Als ich zu Hause den Lift nahm, der mich in die fünfte Etage brachte, wo die letzten zwei Treppen zu meiner Dachgeschosswohnung führten, und ich mir vorstellte, wie ich mich als Greis die Stufen hochschleppte, dachte ich, dass ein vor dem Tod stehender Neunzigjähriger nichts zu beanstanden hatte. Was war mit einem Siebzigjährigen? Ich mit meinen achtundsechzig Jahren hatte im Großen alles erlebt, was ein Menschenleben zu bieten hatte, und durfte mich nicht weigern, wenn ein kalter Geleiter meine Hand nähme. Ich musste zufrieden sein. Früher starben Menschen mit fünfunddreißig oder vierzig Jahren, und auch wenn sie die Welt nie mit dem Blick eines Alten sehen konnten, so hatten sie die Erfahrung von Kindheit und Jugend, Liebe, Ehe, Arbeit und die der Erziehung von Kindern gemacht. Erspart geblieben war ihnen der Überfluss der Routine, der Hedonismus desjenigen, der, von seinen Funktionen befreit, noch einige Jahrzehnte in der Welt verweilte und mit Ironie und einem Gläschen Wein dem Treiben der jüngeren Generationen zusah. Jean Mason durfte sich nicht beklagen. Er hatte geheiratet, zwei Kinder gezeugt und einige bedeutende literarische Werke erschaffen. Bei Morris und Anne Béalle jedoch war das Schicksal kleinlich gewesen, voll einer bis zum Verbrechen



gesteigerten Knausrigkeit; es hatte diese kleinen Geschöpfe des Lebens beraubt, noch bevor sie ihr Menschsein in allen Facetten hatten kennenlernen können.

In meinen Augen war Anne bis heute das Mädchen geliebt, mit dem ich mein Leben als Erwachsener hätte beginnen sollen. In all den Jahren hatte ich bedauert (für mich, noch mehr für sie), dass wir nicht entschlossener für uns gekämpft hatten. Weil ich zu zögerlich und nicht clever genug gewesen war, hatte sie als ein jungfräuliches Mädchen sterben müssen, ohne die Erfahrung der Liebe zwischen Mann und Frau. In dieser Beziehung war es meinem Sohn wie ihr ergangen. Als ich nach seinem Tod *Morris und Alice im Wunderland* wieder las, fiel mir eine mögliche Interpretation auf, an die ich beim Schreiben nicht gedacht hatte: Alice war Anne Béalle. Meine erste Freundin wäre Morris eine würdige Begleiterin gewesen, sie war die Einzige, mit der ich ihn durch das Wunderland reisen lassen wollte. Ich hatte die Mädchen im Umfeld meines Sohnes nicht gekannt, aber keine andere hätte ich ihm gewünscht als Anne Béalle. In der Phantasie sah ich die beiden früh Verstorbenen durch Paris gehen – Mrs Rio und Mr Soir –, und hier war sie seine Freundin, während sie in der Wirklichkeit bloß das Ideal von einem Mädchen für Morris blieb, durch fünfunddreißig Jahre und einige hundert Kilometer von ihm getrennt.

Räumliche und zeitliche Distanz hinderten mich nicht daran, mich näher mit dem Verfasser von *Alice im Wunderland* zu beschäftigen. Lewis Carroll hatte neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein großes Interesse für Fotografie gehabt.

Alice Liddell, die ihn im Alter von zehn Jahren zur literarischen Alice inspiriert hatte, war eines seiner liebsten Modelle gewesen. Als ich sie in einem vornehmen Kleidchen, artig frisiert (ein Pony) und treulich in die Kamera blickend, neben einer Topfpflanze sitzen sah, war mir, als sähe ich Anne. Ein anderes Mädchen saß auf einem Liegestuhl, einen aufgespannten Schirm in der Hand. Eines schlief auf einer Récamière, die Träger des Kleides über die Schultern gerutscht. Alice Liddell stand als armes Mädchen verkleidet vor einer Mauer. Zwei nackte Mädchen standen vor einem Stein an der Küste. Eine nackte Nymphe saß auf einem Felsen am Strand. Auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf gelegt, lag ein splitternacktes Mädchen, dessen unbehaarte Scham nur durch die Stellung der Beine geschützt war. Alice Liddell, noch einmal vor der Mauer, aber diesmal mit nackten Füßen, in einem zerfetzten Kleid, das gerade so die eine Brustwarze freigab, stand wie eine junge Hure da. Ich empfand natürlich Abscheu. Die zweideutige, unverhohlenen erotische Inszenierung dieser Bilder hätten in heutiger Zeit den Fotografen in den Knast gebracht. Mein Interesse an ihnen galt nicht eigenen Zwecken; für meinen Sohn jedoch waren die Mädchen im richtigen Alter. Am besten zu ihm zu passen schien mir die junge Dame mit dem Schirm auf dem Liegestuhl und dem mysteriösen Namen Xie Kitchin. Sie trug Stiefel und eine geringelte Strumpfhose, die unterhalb des Knies unter einem Rock verschwand. Wie sie den Schirm hielt und ihr dunkler, betörender Blick besaßen die Klasse einer vergangenen Zeit, die auch Anne Béalle noch kennengelernt hatte.

**I**n der Montagsausgabe meiner abonnierten Zeitung fand ich einen Beitrag, der Jean Mason würdigte. Wie in solchen Fällen üblich, glich der Text eher einer guten Tat denn einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Werk des Verstorbenen. Allein das Wohlmeinende daran setzte Masons literarische Bedeutung herab, hinzu kam, dass ich bei den lobenden Stellen einen süffisanten Unterton zu vernehmen glaubte. Interessante Charakteristika wie Masons Abneigung gegenüber Ich-Erzählern blieben im Beitrag unerwähnt. Der Verfasser war ein gewisser Agemar S. Fonn jr., von dem ich weder in dieser noch in einer anderen Zeitung je gelesen hatte. Ich sah mich schon als Unterstützer Jeans einen kämpferischen Leserbrief schreiben, der die Bedeutung dieses Schriftstellers für die Nachwelt aufzeigte, besann mich jedoch. Solche Aktionen, selbst von einem ausgewiesenen Kenner in die Wege geleitet, lösten in der Zeitungsredaktion höchstens Kopfschütteln und Gelächter aus.

Ich legte mich ein halbes Stündchen hin und hörte Bachs Goldberg-Variationen, interpretiert von Glenn Gould. Im hinteren Teil des Wohnzimmers, abgetrennt durch einen Paravent, stand ein Tagesbett aus steingrauem Leder, das ich

vor einigen Jahren beim Besuch eines Möbelgeschäfts (ich saß auf einem solchen Tagesbett und trank den offerierten Espresso) aus einer Laune heraus bestellt hatte. Seither legte ich mich jeden Tag nach dem Mittagessen oder bei nervlichen Problemen auf diese Liege. Ging es mir sehr schlecht, nahm ich eine Pille, die mich von einer Minute auf die andere in einen porösen Zustand bester Stimmung versetzte. Heute lag ich nur zugedeckt da und versuchte mir vorzustellen, was die im Zeitungsbericht verwendeten Begriffe »zusammengebrochen« und »Herzstillstand« bedeuteten, wie es ausgesehen haben musste, als Jean Mason starb. Gab es so etwas wie den »plötzlichen Schriftstellertod«, der den Genius mit einem Wisch auslöschte, so wie dieser zuvor seinen Figuren den Boden unter den Füßen weggezogen hatte? Ich erinnerte Textpassagen und ein angefangenes Manuskript. Vor ein paar Jahren hatte ich eine Biographie über Jean Mason schreiben wollen. Ich dachte mit körperlicher Unruhe daran, als sollte ich aufspringen und mich wieder an die Arbeit setzen. Weit war ich damals nicht gekommen; der richtige Zeitpunkt für ein solches Projekt ließ sich nicht herzaubern. Vielleicht hatte ich Jean noch nicht gut genug gekannt. Wir waren uns sechs Jahre zuvor zum ersten Mal begegnet, als ich ihn in meine kleine literarische Reihe an der Universität eingeladen hatte. Ich lebte bereits seit längerem als ein freier Mann in dieser hellen und luftigen Dachwohnung; einzige Gesellschaft waren mir die Bücher meiner exklusiven Bibliothek und einige Grünpflanzen, die beruhigend auf mich wirkten. Es ging mir nicht gut. Um nicht allein zu bleiben, hätte

ich mich an jeden Menschen geklammert, der in meine Nähe kam. Die Mühlen des Universitätsbetriebs laugten mich aus. Erst nach zähen und zirkulären Debatten war mein Antrag für die literarische Reihe bewilligt worden, und nun hatte ich gerade so viel Geld beisammen, um nicht mehr als drei Autoren pro Semester einladen zu können. Jean war ein junger Schriftsteller – sein erster Roman war ein Jahr zuvor erschienen –, und ich bot ihm ein kleines Honorar an, damit ich mit dem übrig gebliebenen Geld das Honorar eines prominenteren Schriftstellers aufstocken konnte (da er in Berlin wohnte, fielen zudem weder Reise- noch Übernachtungskosten an). Er kam lässig in mein Seminar, mit Jeanshose, aufgeknöpftem Hemd und Jackett, und erst da wurde mir klar, dass er kaum älter als die Studenten war, vor denen er lesen sollte. Wenn ich vor ihnen stand und über deutschsprachige Literatur referierte (längst konnte ich die Anekdoten, Pointen und sogar die Sätze auswendig), suchte ich zwischen den jungen Gesichtern Morris. Manchmal gab es dunkelhaarige Jungen, die ihm ähnelten; oft stellte ich mir vor, er sei da. Er saß hinter einem übergewichtigen Riesen, hinter der Topfpflanze, die ich wegen des Raumklimas und ihres beruhigenden Grüns hingestellt hatte, er befand sich hinter zwei tuschelnden Studentinnen versteckt, aber er war da. Jean und ich saßen am weißen Tisch, um den ich beim Referieren kreiste, wenn ich nicht mit dem Gesäß gegen die Tischkante gelehnt pausierte, und mir fiel seine Sitzhaltung auf, der kleine Buckel, den auch mein Sohn gemacht hatte und der bei ihnen beiden nicht unvoreteilhaft aussah. Die Nachlässigkeit war reizvoll. Sie erinnerte

te mich an meine Großmütter, ihre Jäckchen und Pelzmäntel, an die kokett zur Schau gestellte Laufmasche in der Strumpfhose, an das würdige kleine Loch in alter, hochwertiger Strickware. Jean saß da wie ein Mitglied meiner Familie, und nicht nur das: Er wirkte wie der um zehn oder fünfzehn Jahre gealterte Morris, wenn er beim Nachdenken den Zeigefinger gegen den hohen Wangenknochen drückte (der Finger beugte sich gefährlich), das Haar mit einer heftigen Kopfbewegung nach hinten warf, kurz den Mund öffnete und wieder in eine dunkel-existenzialistische Bewegungslosigkeit fiel. Wie mein Sohn besaß er eine drahtige Figur, und ich hätte gewettet, dass er gut Federball und Tischtennis spielte und bei entsprechendem Training ein hervorragender Marathonläufer war.

Schuld am Misslingen unseres ersten Kontakts mochte meine instabile psychische Situation gewesen sein. Wie manche Jungen, die mit anderen nur Kontakt aufnehmen konnten, indem sie sie ärgerten, provozierte ich Mason. Ich nannte ihn Jungautor, bezeichnete sein Buch als Erstling statt als Debüt und fragte nach den autobiographischen Bezügen. Trotz seiner abschlägigen Antwort behauptete ich, wer das Buch lese, werde viel über Mason als Mensch erfahren. Ich wollte von ihm wissen, ob ein Schweizer Autor, für den Deutsch doch eigentlich eine Fremdsprache sei, es jemals in die Liga der deutschen Autoren schaffen könne, und ob das Kind eines so kleinen Landes nicht einen zu engen Blick für die Größe der Welt habe. Schließlich sprach ich ein empfindliches Thema an, um ihm näherzukommen (und ihm später vielleicht meine Hilfe anzubieten): »Können Sie von Ihrer Arbeit leben?«

Nach der Lesung lud ich ihn zum Essen ein und vereitelte auf diese Weise die Bemühungen der einen oder anderen hübschen Studentin, ihn zu verführen. Ich bot ihm das Du an. Ich wusste, dass man sich mit seinen Texten niemals aufdrängen sollte, doch im Gespräch erhielt ich den Eindruck, dass ihm meine anspielungsreichen Gedichte gefallen könnten. Ich selbst fand sie – auch wenn ich sie mit dem strengen Auge des Literaturwissenschaftlers las – wirklich gut. Also erzählte ich ihm, dass ich Gedichte schrieb, vor allem seit meiner Scheidung, und fragte ihn rundheraus, von Gleich zu Gleich wie unter Autoren üblich, ob er sie lesen würde. Er druckste herum, dann sagte er Ja, nicht ohne zu erwähnen, dass gerade die Zeit knapp sei und er vielleicht nicht sofort antworten könne. Tatsächlich erhielt ich auf meine großzügige Gabe – zwanzig Gedichte – keine Antwort, und auch eine zwei Wochen später abgesandte Nachfrage blieb unbeantwortet. Dem Leben gegenüber positiv eingestellt, ging ich davon aus, dass etwas mit seiner E-Mail-Adresse nicht stimmte. Ich griff zu Papier und Füllfeder (ein exklusives Schwarz, kaum bezahlbar) und schrieb ihm einen literarischen Brief, der ebenso unbeantwortet blieb wie meine vorherigen Versuche. Die Ignoranz dieses jungen Kerls, den ich wohlwollend in meine literarische Reihe eingeladen und wie meinen Sohn behandelt hatte, war ärgerlich, aber Erwachsene mussten mit Kindern, Väter mussten mit ihren Söhnen geduldig sein.

Ich wählte seine Nummer, den Telefonhörer fest in der Hand, und hörte nach zweimaligem Klingeln seine dunkle,



Roman Graf

## **Mädchen für Morris**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 12,5 x 20,0 cm  
ISBN: 978-3-8135-0571-9

Knaus

Erscheinungstermin: September 2016

Ein verstörendes literarisches Spiel mit den Grenzen des erotischen Begehrens

Albert Keller, pensionierter Literaturdozent, trauert noch immer um seinen Sohn, der mit vierzehn Jahren bei einem tragischen Verkehrsunfall gestorben ist. Dass Morris nie die Erfahrung der Liebe machen durfte, empfindet Albert als kaum zu ertragende Ungerechtigkeit. Ist er unterwegs, hält er Ausschau nach Mädchen, die für Morris infrage gekommen wären. Trost sind dem Alleinlebenden zudem die Bücher des Schriftstellers Jean Mason, in denen er Morris wiederzufinden glaubt. Als Mason stirbt, sucht Albert dessen Familie auf, um für eine Biographie zu recherchieren. Dabei trifft er auf dessen Tochter, die zwölfjährige Joëlle. Sie wird von ihm zum »Mädchen für Morris« auserkoren, bis er eines Tages erkennt, dass er in Wahrheit selbst das junge Mädchen begehrt – und schließlich zu weit geht.

Ein raffiniertes Spiel mit dem Thema „Fiktion und Wirklichkeit“ sowie mit Klassikern von Vladimir Nabokov, Lewis Carroll und Thomas Mann. Nie kann sich der Leser sicher sein, ob das, was erzählt wird, tatsächlich geschieht. Wer zieht die Fäden in dieser Geschichte? Wer ist hier Erzähler und wer literarische Figur? Und welche Macht hat ein Schriftsteller über seine Figuren und damit auch über die Phantasien und Reflexe seines Lesers?



[Der Titel im Katalog](#)